Die Frau auf dem Petrihofe

Autor(en): **Baltinester, Wilhelmine**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **21 (1931)**

Heft 11

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-635435

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

und Erfahrungen wertvolle Unterlagen bei der Beratung und Aufklärung über die Berufswünsche bilden. Ein viel zu großer Prozentsatz der auf der Berufsberatungsstelle vorsprechenden Knaben äußert erfahrungsgemäß den Wunsch nach einem Beruf in der Metallbranche. Mechaniker! Das ist der Traum der vor dem Schulaustritt stehenden Knaben. Oft wird auch diese erste Stufe übersprungen — man möchte gleich Chauffeur, Elektriker, Lokomotivführer, Flieger oder doch wenigstens Tramführer werden. Woher kommen diese einseitigen, unüberlegten Wünsche? Doch wohl vor allem daher, daß die Knaben die Anforderungen dieser Berufe nicht kennen, daß sie vor allem sich von den blanken Maschinen blenden lassen. Wenn ihnen aber Gelegenheit gegeben wird, eine solche Maschine zu bedienen, ihre Anforderungen und Tücken kennen zu lernen, wenn sie streng angehalten werden, sie peinlich sauber zu halten, nach jedem Gebrauch zu reinigen und zu ölen, dann wird sich der Traum bald in Erkenntnis umwandeln, auf Grund der Erfahrungen werden sich die Berufswünsche klären, bei den einen — den Geeigneten — sich festigen, bei den andern — den Ungeeigneten — sich auf etwas anderes richten.

In der neuen Werkstatt wurde in den letzten Herbstferien auch ein von der städtischen Schuldirektion veranstalteter Kurs in Metalltreiben durchgeführt. Während zwei Wochen arbeiteten da 24 Schüler — Primeler, Sekeler, Prögeler in buntem Gemisch, sogar ein Seminarist machte mit — in zwei Abteilungen, eine vormittags, die andere nachmittags je drei Stunden, in fröhlichem Wetteifer und anerkennenswertem Fleiße. Das Kursgeld betrug Fr. 10 für die 36 Kursstunden, Material inbegriffen.

Mit Bewilligung der städtischen Schuldirektion konnte die Werkstatt seit einem Jahr an einem Abend jede Woche auch jungen Männern für Freizeitarbeiten geöffnet werden. Seit Neujahr hat die neugegründete Vereinigung für Ferien und Freizeit die Durchführung dieser Abende übernommen. Jeweilen am Mittwoch von ½8 bis 10 Uhr sind gegenwärtig rund ein Dutzend junger Männer aus verschiedenen Berufen, meistens Lehrlinge, zu einer Arbeitsgemeinschaft vereinigt, um sich in Metallätzen und -treiben einführen zu lassen. Da wird wacker geschafft, und wer sich für die Werkstatt und den Betrieb darin interessiert, wird für einen Besuch am besten einen solchen Mittwochabend wählen.

Diese ersten Versuche, eine Schülerwerkstatt auch für Ferien und Freizeit dienstbar zu machen, haben erwiesen, daß es von Nutzen wäre, wenn noch mehr solche Werkstätten, seien es schon vorhandene oder neu zu schaffende, den jungen Leuten in ihrer Freizeit zur Verfügung stünden. Die für all diese Werkstätten aufgewendeten Geldmittel der Gemeinde würden auf diese Weise auch besser ausgenützt.

F. Stingelin.

Die Frau auf dem Petrihofe.

Von Wilhelmine Baltinester.

Aus dem Elend heraus holte Bauer Petri, der Witwer, die junge Barbara Reven zur Frau. Sie war dreißig Jahre jünger als er. Im Hause ihrer Mutter gab es mehr Hungertage als Sonntage. Barbara Reven mußte froh sein, daß der reiche Petri sie von ihrer Mutter zur Frau verlangte. Und er wieder wußte, was er tat, als er gerade um diese Arme freite. Denn jede, die ein Heiratsgut besaß, hätte es sich als Gnade anrechnen lassen, daß sie sich seiner sechs Kinder annahm. Barbara Reven holte er aus der Armut, und sie sollte es ihm danken, indem sie seinen Kindern Mutter wurde. Die alte Reven fragte die junge nicht viel; sie sagte schnell ja und zeigte, wie geehrt sie sich fühlte. Arm war ihre nackte Stube, aber blendend rein. Barbara Reven war streng erzogen und konnte arbeiten. Der Witwer vom Petrihofe aß an diesem Abend die Brotsuppe bei ihnen. Barbara begleitete ihn bis vor die Haustür. Er gab ihr einen Kuß auf die Stirn. Dann stand sie und sah ihm nach. Ihr Herz war ruhig. Dieter Bard kam vorbei. Er wollte zu ihr treten und leise reden. Eine Augenliebelei spann sich seit kurzem zwischen ihnen. Bauer Petri war unerwartet, aber ernst gekommen. Ein armes Mädchen nimmt den, der sich zuerst erklärt und Heim und Herd bietet. Barbara Reven wich ins Haus zurück und schloß die Tür. Sie war jetzt die Braut des Bauers auf dem Petrihofe.

Das Jüngste auf dem Petrihofe war ein Jahr alt. Und das liebte der Petribauer am meisten. Die neue Frau fand sich bald in die Arbeit. Sie war dankbar, daß sie sich jetzt immer sattessen konnte, und vergaß nicht, aus welchem Elend Bauer Petri sie geholt hatte. Die Knechte und Mägde ehrten sie, wie es die Frau des Petribauers fordern durfte. Barbara Petri war nicht, wie viele in Armut geborene, hart gegen ihre Leute. So dienten sie ihr gern. Und die Kinder, diese zarten sechs, schmiegten sich ihr willig an. Peter, der Jüngste, schlief bald nur in ihren Armen ein. Aber auch Sixt, der Aelteste, ein Knabe von sieben Jahren, zeigte ihr Vertrauen. Es waren nur Söhne auf dem Petrihofe.

Im dritten Jahre ihrer Ehe starb der Petribauer. Beim Abendessen, den vollen Löffel in der Hand, schlug er auf den Tisch hin. Die Knechte hatten immer gesagt, er sei so blaurot im Gesicht, sein Blut sei gewiß nicht gesund. Die junge Frau auf dem Petrihofe saß allein mit den sechs Kindern, von denen das älteste jetzt kaum zehn Jahre alt war. Und es ging, denn es mußte gehen. Die Leute dienten treu; es waren ehrliche Hände auf dem Hofe der Waisen. —

Dieter Bard hatte einen Hof im Westen gekauft. Vier Monate nach dem Todesfalle kam er zu der Frau auf dem Petrihof. Sie saß mit den Kindern am Tische, überwachte die Schularbeiten der älteren und die Spiele der jüngeren und hielt Peter, den Jüngsten, der heute nicht gesund schien, in den Armen. Dieter Bard sah finster auf die Kinder und bat: „Schicke sie hinaus. Ich habe mit dir zu reden.“ Die Frau stand langsam auf und führte die Kinder hinaus. Nur Peter behielt sie in den Armen. Dann kam sie zurück und blieb vor Dieter Bard stehen. „Du bist jetzt frei“, fing er an. „Ich will fragen, ob du mich heiraten magst.“ — „Und die Kinder?“ fragte die Frau und wies auf das unruhig Schlummernde in ihren Armen. — „Ich habe dich früher lieb gehabt als der Bauer vom Petrihofe!“ murrte Dieter Bard. — „Die Kinder brauchen mich“, sagte sie. — „Fremde Kinder!“ höhnte er. — „Dieter Bard, er hat mich ins Haus genommen, weil er ihnen eine Mutter geben wollte!“ — „Er ist tot. Gegen Stiefkinder hat man keine Blutspflicht! Das Gericht wird ihnen einen Vormund geben, wenn du wegziehst.“ — „Einen Vormund! Oder gar einen Hofverwalter, der ihr Waisengut vielleicht verwirtschaftet! Man wird sie auf fremde Höfe schicken, dort erziehen lassen, herumstoßen, betrügen! Soll ich sie schutzlos lassen?“ — „Du liebst also diese fremden Kinder und nicht mich! Du willst dein junges Leben fremden Kindern, Stiefkindern, opfern und selbst kein Kind haben!“ Er bemerkte den Kampf in ihrem Gesicht und ließ ihr eine Weile Zeit. Das Kind in ihren Armen legte sich anders zurecht. Sie legte ihre Wange an die kleine rote. „Es glüht, es fiebert!“ sagte sie und wandte sich zur Tür. Sie hatte Dieter Bard vergessen. Ein Wutlaut ließ sie sich umwenden. Sie sah ihn an und schüttelte des Kopf. „Nein, du siehst, die hier brauchen mich!“ — „So tu', was du willst!“ schrie er, daß das Kind wimmernd auffuhr, und stampfte grußlos hinaus. — Die Frau auf dem Petrihofe war fünfundzwanzig Jahre alt, als sie so über ihr Leben entschied.

Mit den kleinen Kindern hatte sie kleine Sorgen, mit den großen große Sorgen, wie jeder Vater und jede Mutter

sie haben. Sixt, der Aelteste, war ein besonnenes Blut und wuchs ihr als sichere Stütze heran. Der Hof war gut gehalten. Die Nachbarn lobten die Musterwirtschaft auf diesem Anwesen, wo doch nur ein junges Weib und Gesinde schalteten. Die Zeit ging. Alte Knechte und Mägde starben, jüngere rückten vor. Alle hielten zum Hofe. Es kamen volle und knappe Ernten. Auf dem Petrihofe sparten sie auch im Ueberflusse, denn die Frau hatte in ihrer Jugend sparen gelernt. Wie eine kleine Gemeinde ohne Krieg lebten sie. Und den obersten Platz hatte die Frau auf dem Petrihofe.

Die sechs Söhne hatten Frauen genommen, hatten Söhne und Töchter. Es war zugekauft und zugebaut worden, vergrößert und verbessert. — Sie war ein wenig breiter und grau und weiß geworden, die Frau auf dem Petrihofe, zu der alle Mutter sagten. Mehr als fünfzig Jahre war sie nun bei ihnen. Sie war ein wenig leidend in den letzten Jahren, aber sie lächelte darüber. Den Söhnen sagte sie: „Warum scheltet ihr den Tod? Hat er mich bisher nicht um fast fünzig Jahre länger leben lassen als euern Vater?" In den Nächten, in denen die Alternde, die nur wenig Schlaf brauchte, wach lag, erinnerte sie sich immer häufiger an die Zeit, wo sie auf den Petrihof gekommen war und Sixt, der liebe Aelteste, ihr bubenhaft fest die Hand geschüttelt hatte, wie nach geschlossenem Vertrage. Mehr als fünfzig Jahre... Ringsum blühten Kindeskinder, kleine und große, braune, blonde, schwarze, manche selbst schon Eheleute. Nun waren es vierzig Seelen, die zur engsten Familie gehörten, und ein guter Teil hatte nicht weggeheiratet, sondern lebte auf dem Petrihofe. Auch an Dieter Bard mußte sie jetzt oft denken, wie er gekommen und zornig gegangen war. Auf seinem Hofe im Westen säße sie jetzt, vielleicht mit eigenen Kindern, am Herde. Glücklicher als hier? Sie war auch hier glücklich. Und ist es eigentlich Hauptsache, daß man selbst glücklich ist? Ist es nicht wichtiger, daß man andere glücklich macht? Wäre der Petrihof auch so reich gesegnet, wenn sie die sechs Verwaisten einem Vormunde überlassen hätte?

Noch immer dachte und sorgte sie für alle. Es kam durch die Eheschließungen manch fremdes Blut auf den Petrihof. Viele fügten sich wie Verwandte ein. Ein trotziges junges Blut hatten sie auch dazu bekommen. Einer der Enkel nahm die Tochter vom Ebenhof, ein schwarzes Mädel mit wilden Augen; böse war sie nicht, aber herb. Das war eine verzwickte Ehegeschichte, und sie schien noch nicht zu gutem Ende kommen zu wollen. Diese schwarze Grit war ein seltsames Ding. Der Enkel, der sie zur Frau hatte, war ein schüchterner Mensch und hatte nicht zu werben vermocht. Frau Barbara hatte seine Leiden gesehen, hatte eines Tages entschlossen ihr schweres schwarzes Seidentuch genommen und war auf den Ebenhof gegangen. Grits Eltern hatten gern zugestimmt; Grit selbst aber hatte gerufen: „Ich will, daß er selbst kommt!" Die Frau vom Petrihof hatte sie angesehen und erwidert: „Ein Mädchen, das sich so geliebt weiß, darf wohl sagen: Ich will, auch wenn es unbarmherzig ist. Du aber sei barmherzig." Grit vom Ebenhof kam zu ihnen. In der Ehe änderte es sich; der Mann wurde der Unbeugsame, und Grit blieb auch bei ihrem Trotz. Vor ein paar Monaten hatte Frau Barbara wieder einen Streit geschlichtet und die junge Frau dabei an sich gezogen. Da hatte sie gefühlt, daß sie zwei Leben in den Armen hielt. Aber als sie fragte, schüttelte diese wilde kleine Grit zornig den Kopf. „Ich? Du irrst! Ich habe heute nur mehr Kleider an." Sie wollte es nicht eingestehen und trug bei den Mahlzeiten und wenn sie sich vor dem Gesinde oder vor Fremden zeigen mußte, einen großen Umhang, der nur noch auffälliger machte, was sie verbergen wollte. Mit einem guten Worte hätte ihr Mann sie umstimmen können. Aber jetzt war er der Trotzige. Ueber diese beiden dachte die alte Frau am meisten nach. Der Enkel war der jüngste Sohn ihres Sixt. Und Sixt selbst sagte: „Sie wird sanfter werden, wenn sie die Schmerzen der Mutter zu fühlen bekommt; und ihn wird es rühren, wenn er sie gepeinigt ächzen hört. Dann wird alles gut. Warte nur."

Eine kleine Schwäche kam über die Frau auf dem Petrihofe. Kam und ging vorüber, und alle atmeten auf. Nein, es war noch nicht der Tod. Sie hatte sich schon auf ihn vorbereitet. Er aber zögerte. Sie ging wieder im Hause umher wie früher. Ihr Gesicht war spitz und durchsichtig. Immer war jemand von den Ihren in der Stube, wo sie sich aufhielt. Man ließ sie nicht allein. Aber sie wollte es nicht. „Ihr habt Arbeit, geht nur! Ich brauche niemand, der mir warten hilft!" scherzte sie. Aber sie wußte, daß immer irgend ein leiser Frauen- oder Kinderschritt zur Tür kam und lauschte, ob sie noch atmete, sie, die alle im Hause liebten. Gute Kinder!

Auch heute saß sie allein, wie sie es wünschte. Jetzt hörte sie draußen Unruhe. Eine ihrer Schwiegertöchter kam herein. „Was ist es?" fragte Frau Barbara. — „Es fängt bei Gritt an. Kommst du Mutter?" — Frau Petri hatte eine Schwäche in den Beinen. „Geh' nur, ich komme gleich." Aber sie blieb sitzen, sie konnte nicht aufstehen. Rufen wollte sie nicht. Wozu die anderen erschrecken? Ihre schwachen, zitternden Hände hatten unendliche Mühe, sich zu falten. — Ein Schrei durch das Haus. Und dann des Sorgenkindes Stimme: „Mein Weib, meine arme Grit!" Und etwas später: „Nur ruhig!" Es ging doch alles schnell und gut!" Jetzt hatte Grit, die Trotzige, dem Petrihofe einen Erben geboren. Ein Kinderkrächzen, leise, fein und dünn, erster rauher Ton aus winziger Menschenbrust. Schicksalhaft ist es, daß der erste Laut des Menschen ein Weinen ist.

Die Frau vom Petrihofe horchte hinaus.

Vielleicht ein Knabe, rechtschaffen und ernst wie der Bauer vom Petrihofe, der Barbara Reven aus Armut als Mutter zu seinen Kindern geholt hatte? Oder ein Mädchen, arbeitsam und gut? Wer weiß? Das Leben ist vielfältig. Nur der Tod bleibt sich gleich.

Und er kam ganz sanft und schloß der Frau vom Petrihofe die Augen.

In Verse gefaßte Gedanken aus Schopenhauers „Aphorismen zur Lebensweisheit".

Von O. Braun.

Wenn einst in unsern Jugendjahren
Es mächtig draußen an der Tür geschellt,
Da dachten wir — hast du es auch erfahren? —
Nun käme es, das große Glück der Welt.
Doch wenn es jetzt, in spätern Jahren, läutet,
Ist die Empfindung mehr mit Schmerz verwandt,
Wir stehn im Zimmer lauschend, wie gebannt,
Und denken, weh nun kommt's, nichts Gutes es bedeutet.

*

Mein Freund, was sich auch immer mag begeben
An Leid und Freud in deinen Erdentagen,
Du sollst, ich möcht' den guten Rat dir geben,
Darüber niemals jubeln, nimmer klagen.
Zur Quelle aller Leiden wird oft was du einst gepriesen,
Und das, worüber du gewehklagt bang und schwer,
Hat, glaube mir, gar oftmals hinterher
Sich als dein wahres Bestes ausgewiesen.

*

Geht unser Leben einst dem Ende zu auf Erden,
Ergeht es uns wie auf dem Maskenball,
Bei dessen Schluß die Masken abgenommen werden.
Da erst erkennen wir die Menschen all',
Mit denen wir gelebt in unserm Erdenwallen,
Wir werden sehend, waren wir vorher auch blind,
Zu Früchten ihre Taten nun geworden sind,
Denn aller Trug ist jetzt von uns gefallen!